



Walgeheimnis: Ein Buckelwal, wie hier im Bild, kann rund 15 Meter lang, bis zu 30 Tonnen schwer und an die 27 km/h schnell werden

Das Walversprechen

Der Golf von Biskaya zieht eine ungewöhnlich große Zahl von Meeressäugern an. Ein paar Freiwillige haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Wale vor der baskischen Küste zu erforschen – und vor allem zu schützen

Walvolk: Pottwale können bis zu 20 Meter lang und 50 Tonnen schwer werden. Auffällig ist der fast rechteckige Kopf



TEXT: Fabian Herrmann
FOTOS: Reinhard Dirscherl
ILLUSTRATION: Katharina Panecke

Für ein paar Sekunden bekommt das Baskenland ein viertes Blau. Unter dem klaren, eisblauen Januarhimmel schiebt sich aus den Tiefen des Atlantiks ein nass schimmernder, graublauer Walrücken zwischen den Katamaran und die von der Abendsonne milchig bläuliche Silhouette der baskischen Küste am Horizont. Seelenruhig bläst das Tier eine Wasserfontäne in die Luft, als wäre es ihm beim Schwimmen im winterlichen Atlantik zu warm geworden, und taucht wieder ab – eifrig fotografiert und andächtig bestaunt von 35 Ambarianos.



So nennen sich die knapp 90 Mitglieder von Ambar, und so familiär wie ihr Spitzname wirkt die ganze Organisation. „Wir kümmern uns auch viel umeinander“, sagt Schriftführer Pablo Gardezabal. Das eigentliche Klientel sind aber die Wale, zu denen auch die Delfine zählen, sowie Meeresschildkröten und Robben im Golf von Biskaya. Ambar ist eine Naturschutzorganisation, genauer gesagt eine „Gesellschaft zur Erforschung und Erhaltung der Meeresfauna“, und setzt sich aus Freiwilligen zusammen. Die meisten von ihnen kommen aus der Gegend, manche auch aus Alicante oder Marbella im Süden Spaniens. Tierärzte und Biologen sind dabei, aber auch Vertriebsmanager, Maler und Restaurantbetreiber wie Pablo, der neben dem Guggenheim-Museum das Lokal La Foca



Nicanora führt, die älteste amerikanische Pizzabäckerei in Bilbao. Der 52-Jährige mit den kurzen, dunklen Haaren, dem grauen Vollbart und den sympathischen Lachsfalten um den Mund ist nicht nur Schriftführer, sondern auch Ansprechpartner für Fragen aller Art, er ist der Fugenkitt zwischen den einzelnen Mitgliedern.

Gerade versucht er, die Ambarianos im Hafen von Bermeo auf den Katamaran zu scheuchen, mit dem sie im Sommer Touristen in den Golf bringen und den sie dafür jedes Mal anmieten. Für ein eigenes Schiff fehlt der Organisation das Geld. Heute aber gönnen sie sich das Boot selbst, denn einmal im Jahr fahren sie gemeinsam raus. Ziel ist ein Unterwasser-Canyon wenige Seemeilen vor der Küste. Dort fällt der Meeresgrund auf 1200 Meter ab, an den steilen Felswänden treibt die Strömung Plankton und andere Meeres-tiere nach oben – was den Walen ein reich gedecktes Büfett und dem Baskenland eine beachtliche Zahl an Meeressäugern beschert. Von etwas mehr als 80 Arten weltweit sind rund 25 regelmäßig vor der nordspanischen Küste zu Besuch.

Nach einer Dreiviertelstunde umkreist das Boot zum ersten Mal einen kleinen Papageitaucher, der sich auf den Wellen treibend recht gelangweilt das Gefieder putzt, während an Bord die Fotoapparate klicken. „Wer macht die Registrierung? Habt ihr gezählt, wie oft er mit den Flügeln geschlagen hat?“, fragt Pablo scherzend. Denn genau zu dokumentieren, was ihnen auf dem Meer begegnet, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Ambarianos. Dazu füllen sie Bögen aus und halten fest,

wann und wo sie die Tiere gesehen haben und an welchen besonderen Merkmalen sie wiederzuerkennen sind – also bei Walen etwa Kratzer und die Form der Flossen. Was es heute noch zu sehen geben wird, ist schwer vorherzusagen. „Wir fahren ja sonst im Sommer raus. Da sind wir uns sicher, dass viele Tiere da sind. Im Winter wissen wir es nicht so genau“, sagt Pablo.

Bisher fährt Ambar nur auf Sicht. Die Mitglieder schreiben auf, was sie sehen. Informationen darüber, was die Tiere unter Wasser tun, wie es sich mit GPS-Sendern festhalten ließe, haben sie nicht. Wenn es nach Gari ginge, könnte sich das bald ändern. Der 44-Jährige ist das jüngste Mitglied im Führungsgremium, der sogenannten Junta. Gari sprüht vor Ideen und



spricht gern von Targets, also Zielen, die so ziemlich alles umfassen, woran es der Organisation bisher fehlt: eigene Büroräume, ein kleines Museum, eine Handvoll feste Mitarbeiter, vielleicht irgendwann ein eigenes Schiff. „Was wir tun, wollen wir richtig machen. Aber wir sind eine kleine Organisation ohne Geld —>

und stehen erst am Anfang. Wir können nur einen Schritt nach dem anderen machen“, sagt Pablo dann abschwächend.

Nach zwei Stunden auf See rührt sich etwas in den knapp drei Meter hohen Wellen, die gemächlich Richtung Küste wabern. Weiße Bäuche schimmern durch die Wasseroberfläche, glänzende, graue Rückenflossen spitzen aus dem Atlantik. Eine große Tümmlerschule zieht neugierig Kreise um das Boot, spielt ein bisschen mit der Bugwelle, schwimmt eine Zeit lang neben dem Katamaran her. „Das sind die, die auch für Delfinarien gefangen werden. Flipper war so einer“, sagt Enrique Franco. Der kleine 53-Jährige mit der Ambar-Kappe auf dem fast haarlosen Kopf ist der Vizepräsident. Er meint das nicht einmal böse, sondern will nur erklären. Trotzdem hat der Satz hier draußen Wucht, in der stillen Weite des Atlantiks, wo sich jedes der gut drei Meter großen Tiere freiwillig den Besuch vom Festland anschaut und jederzeit hinter der nächsten Welle wieder verschwinden kann.

„Sie sind so intelligent und so sozial, es ist furchtbar, sie einzusperren“, sagt Pablo. Gerade in Spanien gibt es so viele Delfinarien wie in keinem anderen Land Europas – viele von ihnen in den Touristenhochburgen auf den spanischen Inseln, im Süden des Landes und in den großen



Städten. „Wir sind im Gegensatz zu Sea Shepherd keine Kämpfer, wir lassen die Forschung sprechen“, sagt Pablo. Aufklärung ist für Ambar eine schärfere Waffe als militante Protestaktionen. Deshalb halten die Ambarianos Vorträge an Schulen und Universitäten und bringen Touristen auf den Atlantik. „Wir setzen bei den Kindern an und zeigen ihnen, wie die Tiere wirklich leben. Erwachsene denken oft —>



Walverwandtschaften: Große Tümmler sind die bekannteste der vielen Delfingattungen, eine Art Blaupause für „Flipper“. Sie werden bis zu vier Meter lang und können ein Gewicht von 650 Kilogramm erreichen



nicht darüber nach, aber wenn das Kind sagt: ‚Papa, ich will nicht ins Delfinarium, das ist nicht normal‘, das zieht“, sagt Pablo und lächelt. Er habe schon alte Fischer aus Bermeo erlebt, die früher Delfine als Beifang verkauft oder wieder ins Meer geworfen hätten und jetzt von deren Schutz überzeugt seien. Das habe aber nicht Ambar geschafft, sondern deren kleine Enkel. „Wir können nicht von heute auf morgen die Welt verändern, aber wir können ein größeres Bewusstsein für das Meer und seine Lebewesen schaffen“, sagt Enrique.

Bei Idoia Meaza hat er das erreicht – vor ein paar Jahren auf einem zweitägigen Seminar. Eigentlich ging es um Meeresvögel, faszinierender fand die heute 22-jährige Biologiestudentin mit den braunen Locken aber die Sache mit den Delfinen. „Ich habe mir gedacht, ich lebe hier, aber weiß noch nicht einmal, dass es so viele Delfine gibt“, erzählt sie. Seitdem ist sie Mitglied bei Ambar und Bindeglied zwischen der Organisation und der Uni. Teile ihres Studiums absolviert sie im PIE, dem Forschungszentrum für experimentelle Meeresbiologie und Biotechnologie der baskischen Universität. Das Institut liegt in Plentzia, rund 25 Kilometer nördlich von Bilbao in einer Bucht direkt am Strand, eingerahmt von steilen Hügeln. Über das Mikroskop hinweg kann Idoia durch das Fenster auf den Atlantik blicken, während unter ihr die Wellen gegen das weiße, ehemalige Sanatoriumsgebäude klatschen. „Seit ich hier das Labor nutzen kann, sammle ich vor allem Proben, untersuche und archiviere sie“, sagt Idoia.

Wann immer ein Tier strandet – immerhin rund 25 Delfine tun das pro Jahr, ein

großer Wal wird etwa alle zwei Jahre an die Küste gespült –, rufen die Behörden Ambar. Die Frauen und Männer kümmern sich darum, dass die Meeressäuger zurück ins Wasser kommen oder – wenn nichts mehr zu machen ist – zumindest ordnungsgemäß entsorgt werden.

Auch wenn sie den gestrandeten Tieren nicht mehr helfen können, so wollen sie zusammen mit der Universität zumindest langfristige neue Erkenntnisse gewinnen, indem sie wichtige Informationen sammeln,



etwa über Umwelteinflüsse und Todesursachen. „Wir nehmen Proben von Augen, Haut und Organen, schauen, ob den Tieren Proteine fehlen oder ob sich Metall- oder Plastikrückstände finden, und dann konservieren wir die Proben. So können wir über die Jahre eine Datenbank mit Vergleichswerten aufbauen“, sagt Idoia.

Die Ambarianos auf dem Meer nehmen wieder Kurs aufs Festland. Die dem Hafen von Bermeo vorgelagerte Bohrinself

ist nur noch wenige hundert Meter entfernt, Häuser, grüne Hügel und Felsenklippen an der Küste nehmen schon wieder deutliche Konturen an, während die Ausflügler nach fünf Stunden Wellengeschunkel entweder gegen die Übelkeit kämpfen oder entspannt die Abendsonne genießen. Ein paar Delfine haben sich noch gezeigt, nichts Außergewöhnliches, und trotzdem sind alle zufrieden.

Den gemütlichen Ausklang durchbricht Raquels lauter Schrei aus dem Ausguck, also vom Führerhäuschen des Bootes. „Wasserfontäne auf ein Uhr!“, ruft die 39-Jährige mit dem Fernglas vor den Augen. Sie hat etwas gesehen, was sich dem Rest der Gruppe noch nicht zeigen will. „Wenn alle so aufgeregt sind, ist klar, dass es ein Wal ist“, weiß Enrique. Minutenlang stochert das Boot Raquels Anweisungen folgend durch die Wellen. Ein wenig mehr nach links, etwas schneller, ein bisschen langsamer, 200 Meter nach rechts. Alle paar Minuten, wenn das Tier verschwunden scheint, sieht sie doch wieder irgendwo ein Stück Wal. Und dann schiebt er sich aus dem Wasser, keine 50 Meter vor dem Bug, prustet kleine Wasserwölkchen aus und gleitet zurück unter die Oberfläche. Eine Zeit lang treibt das Boot mit 35 glückseligen Ambarianos neben dem rund zwölf Meter langen Tier her, dann trennen sich die Wege. Das Schiff dreht ab nach Bermeo, der Wal in Richtung Portugal.

Kaum ist er weg, beginnt die Diskussion. Aufgeregt debattieren die Tierschützer, was sie da wohl gerade gesehen haben. Lexika werden gewälzt, Fotos verglichen, Schwimmbewegungen imitiert. Größe, Farbe, Zähne oder nicht? Für einen Zwergwal sei er zu groß gewesen, für einen Finnwal habe das Blasloch die falsche Form, für einen Brydewal sei es die falsche Gegend. Am Ende legen sie sich fest, ein Seiwal muss es gewesen sein. „Den haben wir hier lebendig noch nie gesehen“, sagt Pablo. Nur tot am Strand habe vor einigen Jahren mal einer gelegen. Noch an Bord halten sie auf dem Registrierungszettel die wichtigsten Merkmale fest, zu Hause werden sie die Fotos von Flossen und Kratzern auswerten und katalogisieren. Vielleicht sind die Sichtungen irgendwann kein Zufall mehr; vielleicht kennen die Ambarianos irgendwann jeden Wal, der vor ihrer Küste schwimmt. „Ein Schritt nach dem anderen“, sagt Pablo und schaut gedankenverloren ins Blaue.